

Frau? Das ist nur ein Wort

U ngefähr 19 000 Studiengänge gibt es an den deutschen Hochschulen, sie haben Namen wie Lusitanistik, International Retail Management oder Gesundheitskommunikation. Die meisten dieser Studiengänge besetzen nur eine akademische Nische, kaum jemand kennt sie genau, niemand regt sich darüber auf.

In einer dieser Nischen gibt es auch die Gender Studies. Kaum jemand kennt sie genau, aber viele regen sich darüber auf. Und wie: »Hokuspokus«, »Antiwissenschaft«, »Gendergaga« »Genderwahn«, das Wörterbuch der Empörung hat eine Menge Vokabeln. Es kommt vor, dass Lehrkräfte in ihren E-Mails Beleidigungen und Vergewaltigungsdrohungen finden.

Zu den lautesten Gegnern der Gender-Theorie gehören, wenig überraschend, die Politiker der AfD. »Die Gender-Lehrstühle sollten abgewickelt werden«, sagt Beatrix von Storch, stellvertretende Fraktionsvorsitzende der AfD im Bundestag. Dort werde keine Wissenschaft betrieben, sondern »linke Indoktrination«.

Es ist ein Kulturkampf mit globalen Dimensionen. Vorbild der Rechtspopulisten ist Ungarn, wo die Regierung im August angekündigt hat, dass an den Universitäten des Landes mit den Gender Studies Schluss sein soll. Der vielen Katholiken als liberal geltende Papst Franziskus wirft den Anhängern der Gender-Theorie vor, sie führten einen »Weltkrieg zur Zerstörung der Ehe«. All das weckt Interesse am Besuch einer Fakultät, die das umstrittene Fach anbietet.

Die Attacken, so ist zu lesen, kommen auch von ganz anderer Seite. »Gender Studies – die Sargnägel des Feminismus?« hieß im vorigen Jahr die Überschrift eines Artikels in der Zeitschrift »Emma«. Der Autor, der das Fach selbst studiert hat, erhob den Vorwurf, es sei »heute über weite Strecken eine Mischung aus Ressentiment, Gruppentherapie und antiimperialistischer Ideologie«. Die Studierenden seien zu bedauern, denn »ihr Verstand wird nicht geschärft, sondern vernebelt«.

In der Auseinandersetzung, die nun folgte, ging »Emma«-Herausgeberin Alice Schwarzer vor allem auf Judith Butler los. Butler lehrt im kalifornischen Berkeley und hat das Gender-Denken so stark be-

GESCHLECHTER Die Gender Studies werden vom Papst attackiert und von der AfD, auch die Feministin Alice Schwarzer mag sie nicht. Warum die Aufregung? Eine Erkundung bei Studierenden und Lehrkräften, die davon überzeugt sind, dass sie das Richtige tun.

Von Dietmar Pieper

einflusst wie niemand sonst. Ihre bekannteste Idee ist es, die geschlechtliche Identität eines Menschen ausschließlich als soziales Konstrukt zu betrachten. So ähnlich hat es vor vielen Jahren schon die französische Feministin Simone de Beauvoir ins Gespräch gebracht, aber erst durch Butler ist der Konstruktivismus zu einer machtvollen Theorie geworden.

Eine Theorie, gegen die Schwarzer ankämpft. »Butler und ihre Anhängerschaft halten ihre radikalen Gedankenspiele für Realität« – zu Unrecht, meint Schwarzer. »Sie suggerieren, jeder Mensch könnte hier und jetzt sein, wonach ihm gerade zumute ist.« Aber: »Leider sind wir in der bunten Welt der Queerness noch nicht angekommen.« Die wirkliche Welt sei weiterhin vor allem von Frauen und Männern bevölkert und deshalb vom »Machtverhältnis der Geschlechter« bestimmt. Wer die Geschlechter zur reinen Konstruktion erkläre, sei blind für dieses Machtverhältnis.

Natürlich hat sich Butler zusammen mit deutschen Gender-Denkerinnen gegen die »Emma«-Vorwürfe verteidigt. Sie bedauerte die »Verfemung und Verleumdung«, die »Grammatik der Härte«, die »schiere Freude an der Zerstörung«. Es ist ein bitterer Konflikt. Aber die aufgeregten Kontroversen zeigen noch lange nicht die gan-

ze Wirklichkeit der Gender Studies mit ihren 185 Professuren in Deutschland. Wie sieht der akademische Alltag der Studierenden aus, die in dem Bereich ihr Haupt- oder Nebenfach haben, um einen Bachelor- oder Masterabschluss zu machen? Um welche Inhalte geht es in ihren Veranstaltungen? Was wollen sie mit dem Studium anfangen?

Ein guter Ort, um mehr darüber zu erfahren, ist die Berliner Humboldt-Universität. Seit mehr als 20 Jahren gibt es dort das »Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien«, es ist die größte Einrichtung dieser Art im Land. Für die Gender-Gegner ist das Berliner Zentrum so etwas wie das Hauptquartier einer gefährlichen Sekte.

Die Wände im Flur des Zentrums in der Georgenstraße 47 sind von einem milden Beige, nirgendwo auffällige Graffiti, Toiletten gibt es ganz konventionell für »Damen« und »Herren«. Es sieht nicht so aus, als würde hier eine Revolution geplant, aber vielleicht täuscht dieser Eindruck ja?

Nicht weit entfernt, im Uni-Hauptgebäude verteilen sich etwa 40 Zuhörer auf den knarrenden Sitzbänken eines alten Hörsaals, gleich wird es um »Amatonormativität and Hermeneutical Injustice« gehen. So lautet der Titel eines Vortrags. Er ist Teil einer Veranstaltungsreihe über »Themen der feministischen Philosophie«, die dabei helfen soll, »die Brücke von der Genderforschung in eine größere Öffentlichkeit zu bauen«.

Amatonormativität, eine seltsame Brücke.

Wer den Weg durch die Empfangshalle genommen hat, ist an der Inschrift aus DDR-Zeiten vorbeigelaufen: »Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.« Karl Marx.

Oben im Hörsaal spricht jetzt Esa Díaz-León von der Universität in Barcelona. Auch sie will die Welt verändern.

In ihrem auf Englisch gehaltenen Vortrag nennt Díaz-León das sperrige Wort, das sie in die Überschrift gestellt hat, kein weiteres Mal, sie erklärt es nicht. Man kann das Wort googeln und sieht, dass es eine gesellschaftliche Norm beschreibt: die Annahme, eine Langzeitbeziehung auf der Grundlage romantischer Gefühle sei der beste Weg zum Glück. Diese Annahme findet Díaz-León falsch. Sie hält die Ehe, auch die gleichgeschlechtliche, und überhaupt jede Art von Paarbeziehung für überschätzt und sieht darin eine Ungerechtigkeit. Benachteiligt durch die Amatonormativität seien alle, »die ihr Leben nicht auf eine langfristige romantische Partnerschaft aufbauen«.

Auf ihrer Liste der Diskriminierten stehen Singles, Asexuelle, Zölibatäre,



Einsame und Polyamouröse. Sie sagt, dass Freundschaften und »urbane Cliques« mehr gesellschaftliche und rechtliche Anerkennung bekommen sollten, das sei ein wichtiges Ziel. In der anschließenden Fragerunde macht sie deutlich, dass sie selbst zu den Menschen auf ihrer Liste gehört.

Ist das noch Wissenschaft, die Beschreibung und Analyse sozialer Tatsachen, oder schon Aktivismus?

»Es ist Wissenschaft mit einer Perspektive, einer Haltung, so wie Wissenschaft ganz häufig ist«, heißt die Antwort, die Justus-Lou Witte gibt. Er studiert Philoso-

phie als Haupt- und Gender Studies als Nebenfach und gehört zu den Organisatoren der Vorlesungsreihe.

Viele der Studierenden sind durch persönliche Erfahrungen zu den Gender Studies gekommen, Witte spricht offen darüber. Er ist 22 Jahre alt und trägt eine blaue Fliege zum blauweiß gestreiften Hemd, seine Stimme klingt hell und jugenhaft. »Ich bin trans, ich wurde nicht männlich zugeschrieben bei der Geburt«, sagt Witte. Sein Studium findet er wichtig, sowohl als intellektuelle Übung als auch »in Bezug auf meine Identität«.

In seinen Seminaren und Hausarbeiten beschäftigt er sich oft mit »Themen, die mich ganz persönlich betreffen«. Das sei bereichernd und auch anstrengend. Nach dem ersten Semester habe er sich in den Ferien »wie erschlagen gefühlt, weil ich so viele neue Erkenntnisse darüber gewonnen hatte, was auf der Welt alles schief läuft«. Mittlerweile hat er sechs Semester hinter sich, und er will jetzt vor allem »die Fragestellungen aus den Gender Studies in die Philosophie tragen«.

Lioba Söhner, 32, hatte bereits in Tübingen und Freiburg studiert, ehe sie nach Berlin kam. Jetzt steht sie kurz vor ihrer Masterarbeit, findet »alles sehr gut hier«, wünscht sich aber manchmal, das Studium würde »mehr Anknüpfung suchen und Anknüpfung finden«. Weniger Elfenbeinturm, größere Nähe zum Alltag, es ist ein typisches Problem der Geisteswissenschaften. Gewählt hat sie das Fach »mit dem Wunsch, mehr über mich selbst zu erfahren«. Sie sagt: »Ich habe mich schon früh unbehaglich gefühlt mit der Zweiteilung in Männer und Frauen, mit den Erwartungen und Diskriminierungen, die damit verbunden sind. Da sollte ich dann nicht auf einen Baum klettern, weil ich ein Mädchen bin.« Heute gibt sie Kurse im »Bouldern«, seilfreien Klettern.

Mit einer festen Geschlechtszuschreibung kann sie für sich selbst nichts anfangen, es fehle das richtige Wort. »Frau steht im Ausweis, und wenn man mich so anspricht, ist das in Ordnung, aber von meinem Gefühl her passt die Kategorie Frau so mittel.« In politischen Zusammenhängen positioniere sie sich allerdings »ganz klar als Frau, weil das klug ist, um etwas gegen Diskriminierungen zu erreichen«.

Einer der wenigen, die keine biographischen Motive für ihr Gender-Studium anführen, ist Robin Miehle. Der 27-Jährige ist dabei, seinen Bachelor mit Hauptfach Kulturwissenschaft zu machen, Gender Studies im Nebenfach. »Mit dieser Wahl bin ich sehr glücklich«, sagt Miehle, »man lernt kritische Wissenschaftsreflexion.«

Nach dem Abitur in Berlin hat Miehle eine Ausbildung zum Hotelkaufmann gemacht und in Hotels gearbeitet, »aber das war nicht die Erfüllung meiner intellektuellen Träume«. Als homosexueller Mann gehört er zu einer kleinen Minderheit im Gender-Studiengang, und wenn er mit seinen alten Freunden unterwegs ist, wird er deshalb manchmal belächelt. Aber damit komme er gut klar, sagt er.

Miehle ist groß und breitschultrig, er wirkt energiegeladener. Er wolle dazu beitragen, sagt er, »dass es zu einem Umdenken in der Gesellschaft kommt«. Ihm geht es um mehr Offenheit für geschlechtliche Vielfalt jenseits der traditionellen Frau-Mann-Einteilung. Letztlich verstehe er nicht, was das Problem dabei sei, unter-

schiedliche sexuelle Orientierungen zu akzeptieren: »Warum fühlen sich Menschen davon angegriffen, wenn es doch ihre eigene Lebensrealität nicht im Geringsten einschränkt?«

Ein Seminar, das Mielke sehr gefiel, handelte von Biologie und der Art, wie diese Wissenschaft betrieben wird. Es habe ihm »die Augen dafür geöffnet, dass die Forschung meistens von vornherein mit bestimmten Annahmen darüber arbeitet, was männlich und was weiblich ist.«

Die Dozentin, von der Mielke beeindruckt war, heißt Kerstin Palm und leitet die »Arbeitsgruppe Gender & Science«. Sie sei »begeisterte Biologin und ebenso begeisterte Gender-Wissenschaftlerin«, sagt sie.

Auf keinen Fall möchte sie »Biologie-Bashing betreiben«, ihr sei aber methodische Strenge wichtig, ausgerichtet an den Standards der Naturwissenschaften. »Das führt zu einer sehr zurückgenommenen Aussage darüber, was Geschlecht und was Geschlechterdifferenz ist, weil vieles bloß spekulativ erforscht wurde. Beispielsweise wurden Korrelationen oft zu Kausalitäten erklärt.« Auf die alte Frage nach typisch weiblichen oder männlichen Eigenschaften gebe es nur komplexe Antworten.

Palm nimmt das sehr genau, vor Festlegungen scheut sie nicht zurück. »Biologische Geschlechtsmerkmale entwickeln sich im Zusammenspiel aus körperlichen Vorgaben und Umweltreizen«, sagt sie. Im Gehirn oder auch beim Muskel- und Organwachstum würden diese Prozesse sichtbar. Als Ausdruck dafür benutzt sie das englische Wort Embodiment.

In den Gender Studies gilt Palms Forschungsgebiet gerade als die neue, heiße Theorie. »New Materialism« lautet das aktuelle Schlagwort. Es geht darin wieder mehr um die materiellen Eigenschaften des Körpers, nicht ausschließlich um seine Bedeutung. Der von Judith Butler geprägte Konstruktivismus sei weiterhin wichtig, er müsse aber ergänzt werden, sagt Palm. »Plötzlich interessieren sich alle ganz brennend dafür, was die kritische Biologie über die Körperlichkeit zu sagen hat.« Umso mehr schmerzt es sie, dass sie keine feste Professorenstelle hat.

Nirgends in Deutschland gibt es einen Lehrstuhl für Biologie und Gender, auch an der Humboldt-Uni fehlt das Geld dafür. Palm hatte eine Fünfjahresprofessur, bezahlt aus Sondermitteln, aber die ist im März ausgelaufen. Jetzt arbeitet sie auf einer 70-Prozent-Stelle.

So expansiv, wie die Kritiker des Fachs suggerieren, scheinen die Gender Studies auch sonst nicht zu sein. Palms Kollegin Claudia Bruns sagt: »Es gibt immer noch Fachbereiche, die sich gegen die Integration der Gender-Perspektive wehren, und es kommt vor, dass man als Wissenschaftlerin abgewertet wird, wenn man etwas

mit Gender zu tun hat. Es verunreinigt einen irgendwie, weil es einen verdächtig macht, etwas Ideologisches zu tun.«

Bruns hat als Historikerin angefangen und ist jetzt Professorin für Kulturwissenschaft an der Humboldt-Uni. Gender ist nur ein Teil dessen, wofür sie sich interessiert, das überwölbende Thema seien Ungleichheiten, erklärt sie. »Sie haben eine mindestens ebenso große gesellschaftliche Relevanz wie Identitätsfragen. Wie funktionieren Ausgrenzung und Diskriminierung? Diese Frage macht einen großen Teil der Gender Studies aus.« Es gehe darum, Faktoren wie Geschlecht, Ethnie, Religion, Armut in ihrem Zusammenspiel zu erfassen, zum Beispiel in der doppelten Benachteiligung schwarzer Frauen. Wer die Studierenden befragt, findet große Zustimmung dafür, dass das Fach seinen Horizont weiter aufgezogen hat und die Methoden und Erkenntnisse aus unterschiedlichen Disziplinen zusammenführt.

»Ach, Gender Studies, da laufen doch diese ganzen Sprachpolizistinnen herum.«

Einig sind sich alle auch darin, dass Sprache und Schrift den Willen zur Veränderung ausdrücken sollen.

Dass die verbale Genderisierung viel Widerstand hervorruft, auch Spott und Häme, wissen sie. Justus-Lou Witte sagt: »Bevor ich mit dem Studium anfang, haben mir einige gesagt, ach, Gender Studies, da laufen doch diese ganzen Sprachpolizistinnen herum. Das hat mir regelrecht Angst gemacht.« Völlig zu Unrecht, findet er nun.

Das ist die Perspektive von innen. In dieser Perspektive gibt es keine Sprachpolizei, sondern den Wunsch nach einer »gendersensiblen Sprache«. Eine Sprache, in der das generische Maskulinum um eine weibliche Form ergänzt wird, durch ein Binnen-I, ein Sternchen oder einen Unterstrich. Viele Studierende bemühen sich, die Sonderzeichen mitzusprechen, indem sie etwas bei »ProfessorInnen« oder LeserInnen« das Binnen-I betonen. Es gibt auch andere Formen wie »Professorx«.

Wer Gender Studies studiert oder unterrichtet, lebt sprachlich in zwei Welten, denn drinnen gelten andere Regeln als draußen. Die schriftlichen Sonderzeichen sollen einen Raum eröffnen, in dem die Diskriminierungen schon aufgehoben sind – als utopische Vorwegnahme einer besseren

Zukunft. Von außen gesehen wirkt es auf viele wie eine mutwillige Verschandelung. Die Kluft zwischen den Positionen ist groß.

Was passiert, wenn die Studierenden den Schutzraum der Universität wieder verlassen, welche Berufsperspektive haben sie? Die Antwort der meisten ist erst einmal ein Aufstöhnen.

Robin Mielke fühlt sich an die Gespräche mit seinem Vater erinnert: »Er fragt mich immer, Mensch, Kulturwissenschaft und Gender Studies, was willst du denn damit machen?« Mielke denkt an Medien, Kunstgalerien und andere »moderne Unternehmen, in denen diese Kompetenzen sicherlich gebraucht werden.«

Justus-Lou Witte hofft, nach einem Master in Philosophie zu promovieren und an der Hochschule bleiben zu können. Eine »Idealvorstellung«, das ist ihm klar.

Lioba Söhner möchte an ihren Nebenjob in der Boulder-Anlage anknüpfen. Sie denkt an Kurse und Kletterreisen speziell für Frauen »oder für Frauen, Lesben, Trans-Personen«, sie sieht da Bedarf, »weil es auch im Sport oft eine männliche Dominanz gibt.«

Wozu die Gender Studies denn gut seien, wird immer wieder gefragt. Die Berufsaussichten für Absolventen helfen nicht, die Frage zu beantworten. Aber das gilt so ähnlich auch für einige altherwürdige Geisteswissenschaften und noch andere Studiengänge unter den 19 000, die es in Deutschland gibt.

Die Gender Studies werden sicherlich weiterhin viel Kritik und Polemik auf sich ziehen. Das politische Klima ist danach. Claudia Bruns, die Kulturwissenschaftlerin, sieht darin geradezu den Beweis dafür, »wie wichtig und aktuell« das Fach sei.

Bruns hat wohl recht, wenn sie sagt, »dass die Gender Studies die neuen Denkmodelle nicht an die Gesellschaft herantragen – sie finden sie dort bereits vor«. Zu allen Zeiten bis zurück in die Antike habe es Formen gegeben, die Geschlechtlichkeit jenseits der Frau-Mann-Beziehung auszuleben und darzustellen.

Ist es falsch, daraus ein eigenes Studienfach zu machen? Wer so denkt, trauert wahrscheinlich traditionellen Gewissheiten hinterher, die vorbei sind. Man könnte die Gender Studies abschaffen, aber dadurch würden die vielen Motive, Wünsche und Erkenntnisse, die sich darin gesammelt haben, nicht verschwinden, genauso wie Portugal nicht verschwindet, wenn man die Lusitanistik beseitigt.

In allen Lebensbereichen gibt es so viele Optionen wie noch nie, und auch aus der Gender-Vielfalt, die diese Studierenden repräsentieren, führt kein Weg mehr zurück, ob man sie mag oder nicht. Da können der Papst, die AfD und Alice Schwarzer sagen, was sie wollen.